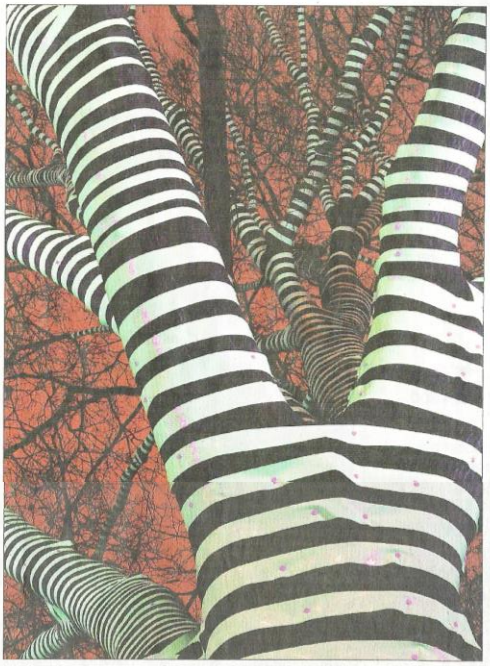
Was soll Kultur kosten?

Nachhaltigkeit auch im kulturellen Bereich wegweisend

*Von Dieter Pfister**

Angesichts der angespannten Finanzlage der öffentlichen Hand stellt sich nicht zuletzt auch die Frage nach dem Umfang der Mittel, die für die Kultur bereitgestellt werden sollen. Aufgrund einer Analyse der kulturellen Landschaft der Schweiz kommt der Autor des folgenden Artikels zum Schluss, dass eine umfassende Bildung von Unternehmern und Managern mit Blick auf die nachhaltige Förderung der Kultur zentral ist.

Überblickt man die kulturpolitischen Debatten der letzten Jahre in der Schweiz, so fällt zunächst eine begriffliche Unschärfe auf: Kunst und Kultur werden in Diskussionen oft synonym verwendet. Aber eigentlich wissen alle, dass Kunst und Kultur nicht ein und dasselbe sind. Kultur umfasst das Werte- und Normensystem einer Gesellschaft, expliziert sich im Verhalten der Menschen und visualisiert sich in Kunstwerken. Kultur wird geprägt von Weltbildern und hat ihr Fundament meist in religiösen Überzeugungen. Kurz: Kunst im Sinne von Artefakten, Gemälden, Musikstücken usw. ist nicht gleich Kultur, sondern deren Ausdruck.



Weihnachtsstimmung in der Kunst: das Projekt «Tribal Trees» der Schweizer Anouk Gressot, François Planche und Zissis Nasioutzikis. (Bild epa)

Begriffsverwirrung

Weshalb herrscht nun diese hartnäckige Begriffsverwirrung? Sie hat wohl damit zu tun, dass die veröffentlichte Kulturdiskussion geprägt wird von staatlich geförderten Kunstinstitutionen wie Museen, Theatern, Pro Helvetia usw. Denn dorthin fliessen die grossen Gelder. Dass sich die Betroffenen wehren, ist verständlich und legitim, geht es doch um die Existenz von Arbeitsplätzen – die alleweil recht rar sind in diesem Bereich.

Beseitigt man diese Begriffsverwirrung, wird die Debatte eine ziemlich andere. Einerseits muss man beginnen, über Inhalte zu reden, andererseits den Kreis der sogenannten Kulturschaffenden neu definieren. Was das Inhaltliche betrifft, so zeichnen sich kulturpolitische Debatten seit langem durch eine eigentümliche Inhaltlosigkeit hinsichtlich Art und Ausrichtung von Kultur aus. Es gab zwar letzthin in der Schweiz den Versuch, gewisse staatliche Kulturinstitutionen als linkslastig-verfilzt dazustellen, was ja als inhaltliche Kritik gemeint war. In der Logik der begrifflichen Gleichsetzung von Kunst und Kultur müsste man dann aber sagen, worin sich links- oder rechtslastige Kunstwerke unterscheiden. Ist etwa ein Anker-Bild eher rechts und Beuys' «Soziale Skulptur» eher links? Man spürt, dass diese Kategorien hier nicht einfach anwendbar sind.

Linke und rechte Kunst

Differenziert man aber Kunst und Kultur begrifflich klar, dann kann auf der Kultur-Ebene des Werte-/Normensystems durchaus eine politische Unterscheidung stattfinden. Hier nun legen Vertreter staatlicher Kulturinstitutionen Wert auf den Pluralismus, der besagt, dass der Staat sich bezüglich Kunst «neutral» verhalten, also unterschiedlichste Richtungen fördern müsse. Dieses Argument hat den Vorteil, dass es die Freiheit der Kultur-Geld-Verwalter ungemein erhöht, zu unterstützen, was sie persönlich mögen. Hier liegt sicher eine Wurzel für die beklagte Verfilzung.

Nun zur zweiten Thematik, der Definition des Kreises der Kulturschaffenden: Dem Begriff des Kulturschaffenden ist ja die Vorstellung einer gewissen Professionalisierung eigen. Man denkt dabei zunächst an Kunstschaffende wie Maler oder Musiker, aber auch an Wissenschafter und Vertreter von Ausbildungsinstitutionen. Im Sinne einer klaren Differenzierung der Begriffe müsste man hier aber an alle denken, die im Leben Kultur schaffen. Und gerade hier hat sich ja der Kulturbegriff recht ausgedehnt, denn so gesehen ist ein Unternehmer ebenso kulturschaffend im Blick auf seine Unternehmenskultur wie Eltern bezüglich der Kulturvermittlung an ihre Kinder.

Ferner dürfen hierzulande die Banken nicht vergessen werden, die ja gerade in der Behandlung vermögender Kunden grossen Wert auf Kultur legen. Da kommt es heute zu regelrechten «Nach-Erziehungs-Massnahmen», wird doch den Kundenberatern (wieder) beigebracht, wie man sich passend kleidet, wie man Gabel und Messer gebraucht und was man bei einem Besuch beim Kunden etwa wissen müsste, wenn man dort unversehens vor einen echten Picasso zu stehen kommt. Bei dieser Nacherziehung, die bis hin zur Rechtschreibe-Förderung geht, müssen Wirtschaftsunternehmen Aufgaben übernehmen, für die früher Eltern und Lehrer zuständig waren. So zeigt sich, dass Kulturarbeiten ausserhalb der staatlichen Kulturinstitutionen inzwischen wohl mehr Geld brauchen als innerhalb – wenn man die Kulturarbeit von Familien, Kirchen und Firmen kostenmässig aufrechnen wollte und könnte.

Privatisierung – aber anders

Diese die Proportionen etwas zurechtrückenden Überlegungen sind wichtig, um eine Antwort auf die Frage zu erhalten: «Was soll Kultur kosten?» – und um die damit zusammenhängende Frage nach dem «Was bringt dieses oder jenes Kunst(werk) für die Kultur?» zu beantworten. Auf solche Fragen reagieren staatlich finanzierte Kunstinstitutionen besonders allergisch, zumal wenn sie mit dem Hinweis auf Steuergelder versehen werden. Diesen Fragen kann stets mit dem Verweis auf die untersagte Instrumentalisierung der Kunst ausgewichen werden. Der Laie merkt ja nicht, welche Verwaltungsmacht-erhaltende Interessen dadurch verschleiert werden. – Gerade die Steuergeld-Problematik nehmen Unternehmer immer wieder zum Anlass zu fordern, dass man Kultur vor allem privat fördern sollte – und meinen damit ebenfalls Kunst. Wenn man aber begrifflich präzis bleibt, sieht man, dass hier Privatisierung schon immer da war. Diese könnte man durchaus auf den Kunstbereich noch weiter ausdehnen – unter der Voraussetzung, dass zuvor die Selbst-Kultivierung gerade der sogenannten Eliten in Wirtschaft und Gesellschaft ausgebaut wird.

Um eine so verstandene Privatisierung oder besser: Individualisierung der Kulturarbeit zu fördern, muss zunächst das Bewusstsein dafür geweckt werden, dass nachhaltige Kulturarbeit zunächst eine Arbeit an der eigenen, persönlichen Kultur bedeutet. Das heisst, sein Weltbild bewusst zu reflektieren, ein Bewusstsein für sein persönliches Werte-/Normensystem zu entwickeln usw. Gerade die Absenz dieser Selbst-Gestaltungsarbeit hat bei einigen Zeitgenossen zu einer Übertragung des Pluralismusmodells auf die eigene Persönlichkeit geführt, wodurch ihre Wertordnung beliebig geworden ist. Hundert Jahre nach Einsteins epochemachenden Ideen zur Relativität sind diese offenbar so weit popularisiert und banalisiert worden, dass nur noch der Satz übrig blieb: «Alles ist relativ.»

Bildung zur Kultur der Nachhaltigkeit

So gesehen ist die Frage nach den Kosten der Kultur einseitig gestellt und also anders zu beantworten als nur mit dem Blick aufs Geld. Es wirft übrigens ein spezielles Licht auf die Kultur der Kulturvertreter, wenn sie selber bei den Kosten nur noch ans Geld denken – obwohl sie «Geldmenschen» doch sonst eher bemitleiden. Dabei wissen alle, dass mehr Geld hier nicht einfach mehr Qualität bedeutet.

Nachhaltig betrachtet kostet Kultur zunächst vor allem Zeit, Musse, Geist und Liebe (auch zum Detail). Das tönt fast kitschig, und man muss ja nicht die monetäre und die nichtmonetäre Sichtweise gegeneinander ausspielen. Denn es bleibt unbestreitbar, dass Kunstinstitutionen der reichen Schweiz angemessene Budgets erhalten müssen. Aber es ist auch eine Tatsache, dass Kunstförderung in der Schweiz viel Geld erhält, was etwa im Event-Bereich zu Überproduktion geführt hat. «Reduce to the max» wäre hier vielleicht eine bedenkenswerte Maxime.

Doch wenn man heute sieht, wie klein die Zeitbudgets vieler Menschen für die Beschäftigung mit der persönlichen Kultur geworden sind, dann ist die hier dargelegte Vorstellung keineswegs idyllisch, eher brisant, weil inzwischen ein drängendes Bedürfnis nach Sinn unübersehbar geworden ist. Wie sonst lässt sich erklären, dass gerade bei gestressten Managern ein rasant zunehmendes Interesse am Buddhismus festzustellen ist, überhaupt an Wert- und Glaubensfragen?

Diese Anliegen sind allerdings keineswegs neu: Die deutsche Sprache hat dafür das Wort «Bildung» bereitgestellt, verstanden als Persönlichkeitsbildung, als mehr oder weniger bewusste, jedoch aktive und ganzheitliche Gestaltung des seelischen, geistigen und körperlichen Eigenraumes des Menschen. Die Bedeutung dieser Bildung gerade für Unternehmer und Manager kann nicht hoch genug eingestuft werden (siehe dazu die neue Studie «Wissen – Bildung – Qualität. Georg H. Endress zum 80. Geburtstag», Edition Gesowip, Basel). Dies gilt gerade auch im Blick auf die Umsetzung der Leitidee der nachhaltigen Entwicklung. Diese würde helfen, wenn es darum geht, endlich auch inhaltlich über Kultur zu debattieren, und gäbe, wie in der Studie dargestellt, angemessene Indikatoren für die Beantwortung der Frage «Was bringt Kunst für die Kultur?» Denn was wir zum Überleben brauchen, ist weniger eine linke oder eine rechte Kunst, sondern vor allem eine nachhaltige Kultur. Diese aber kann man nirgends kaufen.

* Der Autor ist Inhaber einer Beratungsfirma. Er ist unter anderem Verfasser von Publikationen über Kulturmanagement.

Kantone möchten eine modernere Drogenpolitik

Absichtserklärung unterzeichnet

Bern, 9. Aug. (ap) Nach dem Scheitern der Revision des Betäubungsmittelgesetzes machen nun auch die Kantone Druck für eine neue Drogenpolitik. Sowohl die Konferenz der Sozial- wie auch jene der Gesundheitsdirektoren haben eine Erklärung unterzeichnet, mit der eine überparteiliche Parlamentariergruppe im vergangenen März einen moderneren Ansatz gefordert hat. Mit ihrer Unterschrift bekennen sich die beiden Konferenzen zur Notwendigkeit, die schweizerische Drogenpolitik zu erneuern. Sie halten das geltende Betäubungsmittelgesetz für veraltet und widersprüchlich und seine Durchsetzung für realitätsfremd. Die Unterzeichnung der Absichtserklärung wurde in beiden Konferenzen vom Vorstand beschlossen. Im Verbund mit SP, FDP, CVP und Grünen wollen sich die Sozial- und die Gesundheitsdirektoren der Kantone dafür einsetzen, mehrheitsfähige Reformen für eine gemässigte Drogenpolitik zu finden.

Rezept für einen Zugang zum Glauben

Erfolg der Alphalive-Kurse fordert Kirchen heraus

In Alphalive-Glaubenskursen soll ein ungezwungener Weg zum christlichen Glauben (zurück) gefunden werden. Mit einem Einstiegsabend am 9. September propagieren einige hundert Gemeinden, mehrheitlich aus Freikirchen, das weltweit verbreitete, nicht unumstrittene Modell. Die Landeskirchen reagieren unterschiedlich darauf.

C. W. Das Muster ist eigentlich wenig aufregend: ein Abendessen in einem Kreis von normalerweise etwa 15 Personen, eine inhaltliche Präsentation und darauf Gespräche in kleinen Gruppen. In dieser Weise sind die Elemente des Alpha-Glaubenskurses aufgebaut, eines Systems, das sich nach Angaben seiner Promotoren seit zehn Jahren aus Grossbritannien in 150 Ländern verbreitet und auch in der Schweiz (aus urheberrechtlichen Gründen unter dem Namen «Alphalive») Fuss gefasst hat. Bemerkenswert ist ebenso, dass das Kursmaterial einheitlich vorgegeben ist, die Teilnehmer aber in ihren persönlichen Erfahrungen angesprochen werden sollen.

Erfolgreiches Modell aus London

Die Gestaltung des Kurses erlaube den Einstieg über eine niedrige Schwelle und gebe den Teilnehmenden Raum, Fragen, eigene Erlebnisse und Einstellungen vorzubringen; die Leute würden ernst genommen und nicht mit einem Dogma konfrontiert – so erklären Martin und Rachel Stössel, Koordinatoren von Alphalive Schweiz, im Gespräch den Erfolg des Modells. Eine besondere Stärke sei die gut verständliche Sprache, in der die Botschaften dargelegt würden. Das Programm umfasst jeweils zehn Abende und ein Wochenende.

Der Kurs geht auf einen Pfarrer der anglikanischen Gemeinde Holy Trinity Brompton (London) zurück und richtete sich ursprünglich an Neuzuzügler, dann auch an Jugendliche und weitere Kreise. Ab 1994 breitete sich das System in zahlreiche Länder aus. Martin und Rachel Stössel stiessen zufällig, während eines Aufenthalts in London, darauf. Sie hätten in dem Kurs, sagen die beiden Mitglieder der reformierten Kirche, Gott auf neue Weise kennen gelernt und wollten sich in der Folge für die Anwendung in der Schweiz engagieren, wo zudem eine Gemeinde auf Alpha aufmerksam geworden sei. Der Doktor der Chemie und die Operationsschwester machten dies zuerst in ihrer Freizeit und sind heute vollberuflich in einer Koordinationsstelle in Zürich tätig, die mit dem Evangelisationswerk «Campus für Christus» verbunden ist.

Alphalive-Kurse finden nach Angaben der Organisation in 600 Gemeinden im ganzen Land statt. Davon seien rund 70 Prozent freikirchlich, 25 Prozent reformiert-landeskirchlich und 5 Prozent römisch-katholisch. Die Durchführung obliegt Personen der jeweiligen Gemeinde, einem Pfarrer oder allenfalls Laien. Zentral zur Verfügung gestellt werden die Vortragstexte, künftig auch als Videofilme, eine methodische Hilfe und Schulungen für Referenten und Gruppenleiter.

Mit einer zeitlich konzentrierten Aktion sollen nun weitere Kursteilnehmer gewonnen werden. Etwa 500 Gemeinden – auf die Kirchen ähnlich verteilt wie die bisherigen – laden, unterstützt von einer breit angelegten Werbung, auf den 9. September zu einem «Alphalive-Znacht» ein. An diesen unverbindlichen Treffen soll über Sinn, Inhalt und Ablauf der Kurse informiert werden, die sich in den folgenden Wochen anschliessen. Martin Stössel rechnet mit 9000 bis 10 000 Besuchern. Erfahrungsgemäss würden zwar in erster Linie bereits eher aktive Kirchenmitglieder angesprochen, darüber hinaus aber, vor allem über persönliche Beziehungen, «Entkirchlichte», die in sich die transzendente Dimension bewahrt hätten und für eine Art zweiten Konfirmationsunterricht empfänglich seien. Vereinzelt habe man schon Menschen ohne früheren Kontakt zu einer Religionsgemeinschaft erreicht.

Erweckungserlebnisse

In den als Broschüre publizierten persönlichen Berichten ehemaliger Teilnehmer finden sich allerdings weniger Aussagen über den Glauben oder die Glaubenspraxis als vielmehr Berichte von Wende-Erlebnissen, die sich besonders an den gemeinsamen Wochenenden einstellten: Ein Alkoholiker sagte sich von okkulten Verbindungen los, ein Ehepaar fand aus der Krise und aus der Unfruchtbarkeit, einen bestandenen Projektmanager durchfuhr es wie ein Geistesblitz, und ein Student wurde von der «Lobpreiszeit» so berührt, dass er sich gleich taufen liess. Mit solchen Erweckungen wird man – wie immer man sie beurteilt – einen «Kurs» nicht unbedingt in Verbindung bringen. Die inhaltliche Einführung in den Glauben liegt in Form eines Buches von Nicky Gumbel (Brompton) vor. Teilweise dürfte es tatsächlich eine Einführung bieten, teilweise dominiert eher eine Überzeugungsrhetorik, die über Spannungen, Zweifel, Geheimnisse und über andere Meinungen, auch innerkirchliche Differenzen, hinweggeht. Gleich am Anfang will der Autor belegen, dass der christliche Glaube «auf soliden historischen Grundlagen beruht».

Beteiligung – Kritik – Alternativen

Der evangelikale, als «voraufklärerisch» einge stufte Charakter von Alphalive steht zum einen i einem Gegensatz zur kritischen Theologie, kan zum andern mit dem landeskirchlichen Pluralis mus in Konflikt geraten, und es wird denn auch i kirchlichen Gremien und Zeitschriften darübe diskutiert. Die Verfechter der Kursmethode be tonen, es handle sich nur um das Alpha und nich um das ganze Alphabet; der eingeleitete Prozes sei von den Gemeinden fortzuführen. Doch is wohl gerade der Einstieg eine entscheidend Phase, um die sich die Kirchen zu kümmern haben. So gibt es teilweise aktive Reaktionen.

Ein katholischer Theologe hat die Grundlagen des Kurses überarbeitet, und in dieser Form wird er seitens der Bischofskonferenz empfohlen. Ähnliches gilt für die Durchführung in der reformierten Gellertkirche in Basel. Pfarrer Bruno Waldvogel betrachtet die Materialien als «Steinbruch». Der Kurs sei inhaltlich dem «Stallgeruch» einer Kirche anzupassen. Als Leiter achtet Waldvogel darauf, dass den Teilnehmenden Raum geschaffen und keinerlei Druck ausgeübt werde. Bei einer Bildmeditation zum Beispiel werde bei vielen etwas geweckt, während andere nicht angesprochen würden. Tatsächlich dürfte einiges von der Gestaltung abhängen, doch wird eingewandt, die Basis bleibe die gleiche. Während etwa die reformierte Kirche Bern - Jura - Solothurn den Umgang mit Alphalive den Gemeinden überlässt, möchte der Zürcher Kirchenrat auf den offenkundigen Bedarf nach einem leicht zugänglichen Glaubenskurs mit einem eigenen Angebot eingehen. Es wird Anfang September präsentiert.